

Anthropologische Grundlagen der sozialpädagogischen Seniorenarbeit

Winfried Noack

Zusammenfassung

Eine Anthropologie des Alters ist notwendig, weil das Altsein inzwischen einen Zeitraum von fast 30 Jahren umfasst. Das ist ein absolutes Novum in der Geschichte. Darum ist eine Anthropologie des alten Menschen zwingend notwendig. Auch er lebt ja in den Strukturen des Menschseins. Dies ist grundlegend die Zeitstruktur des Nicht-mehr mit den beiden Modi des Erinnerns und Vergessens. Das Nicht-mehr bedeutet, dass kein weiterer Lebensabschnitt folgt: Dies beinhaltet, dass der alte Mensch auf den Tod verwiesen ist. Intentionalität und Intersubjektivität bilden auch im Alter die Grundstruktur des Menschseins. Raum- und Zeitoffenheit erfordern eine umfassende Alterssozialisierung. Und das Sein des Menschen als Leiblichkeit bleibt dem alten Menschen noch lange erhalten. Schließlich ist der alte Mensch auch ein Objekt der Gesellschaft.

Abstract

An anthropology of aging has become necessary because old age covers a span of some 30 years in our times. This is a novelty in history, making an anthropology of old people an absolute necessity. Old people live within the structures of being human as well. Basically, this is the time structure of „nicht-mehr“ (no more) with the two modes of remembering and forgetting. „No more“ means that no further periods of life will follow, pointing the old person towards death. Intentionality and inter-subjectivity form the basic structure of being human in old age as in all life periods. A comprehensive geriatric socialization is the prerequisite for adequate space and time (Raum- und Zeitoffenheit). And physically being remains with old people for a long time. Finally, they are also an object of society.

Schlüsselwörter

alter Mensch - Altenhilfe - Sozialpädagogik - Anthropologie - Identität - Selbstkonzept

1. Einleitung

Eine Anthropologie des Alters ist meines Erachtens noch nicht entwickelt worden. Aber sie scheint notwendig zu sein, da zum ersten Mal in der Geschichte eine neue Bevölkerungskohorte der Alten entstanden ist. Zwar gab es alte Menschen zu allen Zeiten. Aber bis ins Mittelalter hinein vergreisten die Menschen im Alter von 30 Jahren. Heute werden viele Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer mit 55 Jahren

aus dem Arbeitsprozess ausgegliedert. Vor ihnen liegt eine Altersphase von etwa 30 Jahren, eine lange und vollständige Lebensphase. Die alten Menschen nehmen an Zahl zu, so dass eine komplette Bevölkerungsgruppe der Alten entstanden ist. Wer mit und für alte Menschen arbeitet, braucht darum eine anthropologische Grundlage der Seniorenarbeit.

In Zahlen ausgedrückt stellt sich die Langlebigkeitsgesellschaft wie folgt dar (*Lehr 1987, S. 11 f., Braun 1992, S. 12 f., Noack 2001, S. 214*): Die Lebenserwartung eines Neugeborenen zur Zeit des *Perikles* im klassischen Griechenland betrug 20 Jahre. Kaum länger lebte der Durchschnitt der Bevölkerung in Deutschland während des frühen und hohen Mittelalters. Noch 1875 wurde der Durchschnitt der Bevölkerung nur 35 Jahre alt. Heute liegt die Lebenserwartung der Männer bei 72 Jahren und die der Frauen bei 78 Jahren. Dies bedeutet lebensweltlich, dass noch 1871 nur eines von vier Kindern das 14. Lebensjahr erreichte. Noch um 1750 herum verlor ein Kind zumindest einen Elternteil mit 14 Jahren. Heute hingegen erleben viele Kinder ihre Eltern in allen Lebensphasen. Es gab früher nur wenige alte Menschen, die darum auch einen hohen Wert repräsentierten (obgleich auch damals schon die Haltung alten Menschen gegenüber ambivalent war). Heute sind 21 Prozent der Bevölkerung über 60 Jahre alt. Diese Tendenz setzt sich fort. Man erwartet für das Jahr 2030 einen Altenanteil von 31 Prozent. Dies schließt ein, dass auch der Anteil der Hochbetagten zunimmt. Die Konsequenzen dieser Langlebigkeitsrevolution sind noch kaum abzusehen.

2. Zeitlichkeit

Das Alter ist grundlegend bestimmt durch die Zeitlichkeit. Und zwar ist es die Struktur des Nicht-mehr. Dies erlaubt es dem alten Menschen, selbstreflexiv das Ergebnis seines Lebens zu betrachten und noch ein letztes Mal einen autopoietischen Lebensentwurf zu wagen. Die Altersphase mag heute eine Lebensspanne von 30 Jahren umfassen, und sie kann noch einmal sinnvoll gestaltet werden. Aber es folgt keine weitere Phase mehr. Es ist unwiderprüflich die letzte. Durch die Zeitstruktur des Nicht-mehr lebt der Mensch aus dem Erinnern/Vergessen und dem Nicht-mehr, das auf ein Letztes verweist.

2.1 Erinnern: Der Erwachsene als autopoietisches und reflexives Wesen

Die Zeitstruktur des Nicht-mehr zwingt zunächst zum Erinnern. Woran erinnert sich der alte Mensch? Es gibt eine Neigung alter Menschen zum *trivialen Erinnern*. Wir alle haben erfahren, wie alte Menschen im Kurzzeiterinnern über ihre Krankheiten und Ope-

rationen sowie über das Nachlassen der Kräfte sprechen. Zugleich grenzen sie sich ab von anderen alten Menschen, wie leistungsfähig sie noch im Vergleich zu jenen seien. Sogar gegenüber den jungen Menschen wird die eigene Leistungsfähigkeit herausgestellt. Vor allem aber erzählen alte Menschen im Langzeiterinnern gern von früher, wie schön es gewesen sei, wie kompetent sie waren und wie sie Konflikte gelöst haben. Hier ist auch der Ort der romantisierenden Kriegserinnerungen. Obgleich solch eine Weise des Erinnerns trivial erscheint, hat es doch unter Umständen eine therapeutische Funktion.

Eine tiefere Weise des Erinnerns ergibt sich aus dem *Biographie- und Identitätslernen* (Osborne u.a. 1997, Ruhe 1998, Noack 2001, S. 243-246). Dabei wird versucht, die sowohl individuelle als auch altersgruppenspezifische Lebensgeschichte zu strukturieren, nachzuerleben und zu deuten (Karl 1990, S. 44 ff.). Sie ist die subjektive Deutung des eigenen Lebens, die in die Gegenwart hineinreicht und zur Zukunft mit ihren Möglichkeiten geöffnet ist. Vor allem ist die Biographiearbeit ein Heilmittel gegen die Zersplitterung des Lebens in Zeitabschnitte und Erfahrungswelten in einer immer stärker funktional ausdifferenzierten Gesellschaft. Biographiearbeit versucht darum, Lebensintegration und Erfahrungintegration zu leisten. Indem im Vergangenen Sinn gefunden wird und die vorhandenen Lebensmöglichkeiten erhellt werden, erwachsen daraus Begründungen für eine lebenswerte Zukunft. Biographische Sinnfindung verknüpft somit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einem Sinn tragenden Ganzen.

Dem lebensgeschichtlichen Lernen ähnlich ist das *Identitätslernen*. Auch die Identität ist nicht nur Konstanz- und Kontinuitätsstiftend, sondern sie wächst und reift, das heißt sie verändert sich im Laufe der Lebensgeschichte. Dabei dürfen wir nicht von einem einfachen Ich ausgehen, weil in der pluralen Gesellschaft auch die Identität segmentiert wird. Identitätslernen hat also mit den einzelnen Lebenssegmenten zu tun, die die Identität ausmachen; das sind die berufliche, die geschlechtliche, die soziale, die kulturelle, die politische, die gesellschaftliche, die weltanschauliche, die religiöse und die praktische Identität, die das Ich integriert. Dazu kommt, dass die Identität durch bedeutsame Lebensereignisse beeinflusst wurde, wie berufliche Erfolge, wichtige Freundschaften, gemeinsame Erlebnisse, Elternschaft, Erfolge der Kinder erleben und so weiter. Aber es können auch traumatisierende Erlebnisse sein, die die Identität zwar prägen, aber verdunkeln. Dies alles gilt es, bewusst zu machen, indem es erzählt wird.

Der alte Mensch als autopoietisches, reflexives Wesen erkennt sich im Langzeiterinnern darüber hinaus als ein *integratives Ganzes*. Nach Erikson (1974, S. 262-364) erinnert sich der alte Mensch grundsätzlich an das vergangene Leben. Wer die zeugende, generative Aufgabe seines Erwachsenenlebens erfüllt hat, kann auf sein Leben zurückblicken und die Integration aller seiner Lebensphasen vornehmen. Damit erlangt er seine Ich-Integrität.

▲ Sie enthält ein sicheres Wissen über die universalen Ordnungen und die Sinnerfülltheit seines Lebens.

▲ Sie ist eine postnarzistische Liebe zum menschlichen Ich, und zwar zu einem jeden Menschlichen, weil es Menschlichkeit umfasst. Fähig wird der alte Mensch dazu, weil er sich selbst vergessen kann und in Entsagung und Weisheit Verantwortung für die Generationenfolge übernimmt.

▲ Im Erinnern erschaut der alte Mensch sein Leben als ein Ganzes, das sinnvoll, einzigartig und einmalig ist. Er würde dies Leben ein zweites Mal wieder so leben.

▲ Auch gewinnt der alte Mensch ein historisches Bewusstsein, ein Gefühl der Verbundenheit mit allem, was menschlich ist, auch mit vergangenen und fremden Kulturen. Er erkennt einerseits die Relativität aller Kulturen mit ihren Werten und Sinngebungen, aber er weiß sich andererseits in die eigene eingebunden. Und er ist bereit, seine gefundene und an universale Menschenrechte gebundene Sinngebung zu verteidigen. Während er also fremde Identitätsstile anerkennt, weiß er seinen Integritätsstil eingebunden in die eigene Kultur und die eigene geschichtliche Wirklichkeit.

▲ Weil der Mensch auf sein Leben zurückblickt, kann er die Ernte seines Lebens einfahren. Er hat aus Fehlern gelernt, er hat Neues in sein Leben integriert, und er kann nun über einen großen Wissens- und Erfahrungsschatz verfügen. Diese Weisheit befähigt ihn zu einer besonders intensiven Fürsorge für die Jugend, die er versteht und der er sein Weisheitswissen weitergibt. So wird er zum Träger der Tradition.

▲ Zur Ich-Integrität gehört auch, sich an den Angelegenheiten der eigenen Gesellschaft zu beteiligen. Der alte Mensch ist eingebunden in die Fragen der Religion, Politik, Gesellschaft, Politik, Wirtschaft und Technik, in Kunst und Wissenschaften. Er ist bereit, auch im Alter noch Verantwortung zu übernehmen. Dies kann er – wie wir noch sehen werden – weil er in seinem Alter möglicherweise noch aktiv ist.

Erinnern erlaubt also durch die Zeitstruktur des Nicht-mehr das Leben als ein Ganzes zu sehen. Während der Erwachsene durch das Sein zum Tode und dem Sich-vor-weg-Sein zwischen dem Jetzt und dem Tod sein Lebensganzes schaut, blickt der alte Mensch durch das Erinnern auf das Lebensganze zurück, das für ihn nicht nur Möglichkeit ist, sondern geschehene Wirklichkeit. Was er zurückblickend erkennt, ist sein wirklich gelebtes Leben. Sinnhaftigkeit oder Sinnlosigkeit lassen sich nicht mehr verändern.

2.2 Vergessen

Im Gegensatz zum Erinnern steht das Vergessen. Menschen können durch Erinnern ihre Altersidentität finden, sie können aber auch das ganze vergangene Leben vergessen. Die Gründe dafür sind vielfältig. Denken wir nur an die Kriegsgeneration, die Furchtbares erlebt hat, oder an die oft lang andauernden Ängste missbrauchter Kinder. Vergessen kann durchaus ein Selbstschutz sein. Aber viele Menschen vergessen aus Alltagsverfangenheit. Sie richten sich im Alter behaglich ein und denken gar nicht daran, das Leben als Ganzes aufzuarbeiten.

Vergessen hängt eng zusammen mit der *Verdrängung*. Freud (1970, S.23) erklärte es folgendermaßen: Ursprünglich, beim Säugling, sind Ich und Es eins. Erst sobald das Kind die Außenwelt entdeckt, scheiden sich Bewusstes und Unbewusstes voneinander. Dabei bleiben einige Inhalte des Es im Vorbewussten, und sie werden Inhalte des Ich. Andere befinden sich unverändert im Unbewussten als ein schwer zugänglicher Kern. Aber das kindliche Ich versetzt viele bereits aufgenommene Inhalte wiederum ins Es zurück, und neue Eindrücke, die von ähnlicher Qualität sind, werden nicht aufgenommen, sondern ebenfalls verdrängt. Sie sind nur noch dort auffindbar. Es handelt sich beim Verdrängten also um ursprünglich Mitgebrachtes und Erworbenes, das verdrängt wurde. Warum aber verdrängen schon Kinder und später die Erwachsenen Triebansprüche und Bewusstseinsinhalte? Es sind Triebe, deren Befriedigung mit Strafe bedroht wird. So dient die Verdrängung der Angstabwehr. Bewusstseinsinhalte wiederum werden verdrängt, weil sie für die Person nicht akzeptabel sind. So sammelt sich im Laufe des Lebens ein ungeheurer Verdrängungskomplex an. Komplex deshalb, weil die Verdrängungen dynamischen Charakter besitzen und sich miteinander verknüpfen.

Anders steht es im Gegensatz zum Verdrängen mit dem *Vergessen* (ebd., S. 37). In der psychoanalytischen Beratung, aber auch in der meditativen, selbstreferenziellen Innenwendung dringen Triebansprüche und verdrängte Bewusstseinsinhalte ins Bewusste

vor. Jetzt kann der Mensch entweder diese Triebe befriedigen und die Bewusstseinsinhalte verwirklichen, weil er einsieht, dass sie zu Unrecht verdrängt worden waren. Oder er verdrängt sie endgültig, er verwirft sie. Bewusstes Verwerfen von Verdrängtem, das bewusst geworden ist, und das endgültig als nicht annehmbar beurteilt worden ist, ist demzufolge ein heilender Vorgang. Alte Menschen haben also die Aufgabe, Vergangenes zu erinnern, um Unbewusstes bewusst zu machen und zu verarbeiten. In diesem Zusammenhang steht das Vergessen als Heilung.

Es gibt noch eine weitere Weise des Vergessens, die notwendig ist: die *Versöhnung*. Bei der Versöhnung geht es um ambivalente Gefühle. So gibt es bei Verletzungen beides: Zorn, Neid oder verbitterte Enttäuschung, die wir erleiden, und doch lieben und achten wir die Person, die uns verletzt hat. Die Gefahr besteht, dass wir, um den anderen nicht hassen zu müssen, die Aggression gegen uns selber richten. Dies führt zu psychischen Störungen. In meiner Beratungspraxis habe ich oft gefragt, ob es eine Person im Leben des Klienten gibt, die geliebt und gehasst zugleich wird. Wenn dies der Fall war, begann die schwere, aber notwendige Versöhnungsarbeit, das heißt Zorn, Groll, Kränkung, Vergeltungsabsichten aufzulösen. Wenn sie gelang, konnte ich einen entscheidenden Heilungsschub beobachten. Aber was heißt das: Versöhnung? Es bedeutet, die Verbindung mit der verletzenden Person wiederherzustellen, beispielsweise durch eine Postkarte zu Weihnachten, zu Ostern, zum Geburtstag oder aus den Ferien. Interessant ist, dass der andere Mensch oft schon lange darauf gewartet hat. Die Regel für die Versöhnung heißt: Getrennt, aber versöhnt. Ein wichtiges Merkmal der Versöhnung ist meines Erachtens, an die verletzende Person ohne Groll denken zu können. Vergessen können ist also eine wichtige Lebensaufgabe, während nicht vergessen können zu schmerzlichen Gefühlen und Racheabsichten führt, wodurch Trauer- und Versöhnungsarbeit unmöglich werden.

3. Das Nicht-mehr als Verwiesensein auf den Tod

Das Nicht-mehr des alten Menschen bedeutet, dass keine weitere Lebensphase vor ihm liegt. Was kommt, ist nicht ein neuer Lebensabschnitt, sondern der Tod. Darum ist der alte Mensch verwiesen auf den Tod.

Der Mensch hat im Gegensatz zum Tier nicht nur den Augenblick, sondern die Gegenwart als Erlebnis- und Handlungsraum, die Vergangenheit als erinnertes Leben und als gesellschaftliches, geschichtliches Traditionsgut sowie die Zukunft als das Sich-vor-

weg-Sein, als ein Vorlaufen in die Zukunft. Zwischen Gegenwart und Zukunft ist die Sorge und das Besorgtsein gespannt. Der Mensch sorgt vor und sorgt sich vor. Denn Zukunft heißt auch, vom Tod zu wissen. In der unendlichen Sorge um die eigene Existenz droht der Tod als Ende allen Bemühens und aller Existenzentwürfe. So führt die Sorge zum Wissen von der Existenz als ein Sein zum Tode, woraus Angst und Verzweiflung folgen (Heidegger 1993, S. 235-267). Heidegger gibt fünf Bestimmungspunkte für das Verfallensein an den Tod:

▲ Der Tod als eigenste Möglichkeit. Der Tod ist die einzige Möglichkeit, sich selbst als Subjekt zu bestimmen ohne Bezug auf ein Co-Subjekt oder die anonyme Masse der Menschen. Allerdings ist dies nur eine Möglichkeit, ein Können. Tatsächlich ist der Mensch faktisch verloren an das Alltägliche, an die Massenanonymität, wodurch er den Tod vergisst.

▲ Der Tod als unbezügliche Möglichkeit. Wenn sich das Subjekt durch seinen Bezug zum Tod selbst bestimmt, trennt es sich ab von allen anderen Bezügen, es ist bezuglos zu ihnen. So bringt es sich hervor als ein Einzelner in seiner Einzigartigkeit. Alle anderen Bezüge zu den Mitmenschen und der Gebrauchswelt verschwinden angesichts des Todes. Wenn auch das Subjekt als ein einzelnes nur getrennt von allen Mit-Menschen und Dingen als auf den Tod bezogen ein Einzigartiges ist, so bleibt es doch verantwortlich für Versorgung von und die Fürsorge für die anderen, gebunden an die Mitwelt.

▲ Der Tod als unüberholbare Möglichkeit. Das Sein zum Tode macht dem Menschen bewusst, dass seine letzte und äußerste Möglichkeit ist, sich aufzugeben. Damit aber erlernt er den Modus des Aufgebens als lebenslangen Prozess. Er lernt, sich nicht an die zufällig sich andrängenden Möglichkeiten hinzugeben, sondern frei zu sein für das Eigentliche. Indem der Mensch Zukunft hat, er in die Zukunft vorläuft, weiß er von der Möglichkeit der Selbstaufgabe und zerbricht so jede Versteifung auf die je erreichte Existenz. Das Vorlaufen in die Zukunft verhütet, dass er hinter das Erreichte zurückfällt und den jeweiligen Besitz fixiert, sondern frei wird vom Zufälligen und offen für die tatsächlichen Möglichkeiten. Frei zu werden für das Mögliche ist aber auch frei zu sein für die vom Ende her bestimmten, die endlichen Möglichkeiten. Das Bewusstsein der Endlichkeit bewahrt gleichzeitig davor, andere Menschen in ihren Existenzmöglichkeiten zu beschneiden und sie auf die eigenen hinzuzwingen. Denn Dasein ist immer zugleich Mitsein und das Seinkönnen für den anderen. Weil nun schließlich das Vorlaufen in die Zukunft

zum Ende alle Möglichkeiten, die bis dorthin da sind, enthält, liegt darin die Möglichkeit der existenziellen Vorwegnahme des ganzen Daseins, eines vollständigen Lebensentwurfs.

▲ Der Tod als gewisse Möglichkeit. Dies bedeutet, dass der Tod unumstößlich sicher kommt. Davon weiß ich in strikter Evidenz nicht durch den Tod anderer. Unbezweifelbare Evidenz gewinnt er nur durch mein eigenes Vorlaufen in die Zukunft, bei dem ich alle Bezüge zu dem mich Umgebenden abbreche. Es ist mein eigener Tod, nicht der anderer, der ihn so apodiktisch evident macht.

▲ Der Tod als unbestimmte Möglichkeit. Tag und Stunde des Todes sind unbestimmt. Dies Vorlaufen zum unbestimmten und doch gewissen Tod bringt eine aus diesem Dasein selbst hervorgehende Bedrohung hervor. Im Vorlaufen auf den Tod kann die Todesdrohung nie ausgeblendet werden. Sie ist immer gegenwärtig. Die Befindlichkeit aber, welche die ständige aus dem eigensten, vereinzelter, einmaligen Sein des Daseins aufsteigende Bedrohung als eine immer vorhandene Bedrohung offen hält, ist die Angst. In ihr befindet sich der Mensch vor dem Nichts. Das Sein zum Tode ist wesentlich Angst.

Die fünffache Bestimmung des Menschen als Sein zum Tode fasst Heidegger zusammen unter dem Begriff „Freiheit zum Tode“. Denn der Mensch, vorlaufend zum Tode, löst sich von allen illusionären Stützen und Mitmenschen, er ist frei; und er ist das seiner selbst gewisse und doch sich ängstende Selbst. Auf diese Weise macht der Tod frei. Die Aufgabe einer Person, die Beistand beim Sterben leisten will, muss darum beides bewusst halten: die Funktion des Todes im Dasein des Menschen als ein Sein zum Tode als ein stetiger irreversibler Zerfallsprozess auf der einen Seite und andererseits die Hoffnung, die der Glaube geben will, der sich rückbezieht auf die Auferstehung Jesu Christi, die unsere Auferstehung garantiert.

Nun ist der Tod, wie Heidegger zu Recht feststellt, eine unbestimmte Möglichkeit. Jeder Mensch kann jederzeit sterben. Der Tod ist keineswegs dem Alter vorbehalten. Wir kennen auch den frühen Tod. Und in den vergangenen Zeitaltern war der frühe der normale Tod. Noch vor 100 Jahren lag das mittlere Sterbealter der Frauen bei 38 und der Männer bei 36 Jahren (Dinkel 1992, S. 62-93). In nur 100 Jahren hat sich die durchschnittliche Lebenserwartung verdoppelt. Deshalb ist heute der späte Tod der normale. Er ist ein Altersphänomen geworden. Weil der Mensch so spät stirbt, hat er es nicht nötig, sich vor

der Zeit mit ihm auseinander zu setzen; er lernt nicht die *ars moriendi*, die Kunst zu sterben. Darum kann aber der Mensch auch nicht eine neue *ars vivendi* (Lebenskunst) entwickeln, da diese ja, wie *Heidegger* gezeigt hat, nur aus einem Bezug auf den Tod möglich wird. So leben die meisten Menschen ohne die Kunst der Lebensführung und ohne die Kunst eines reifen Sterbens.

Weil der Umgang mit dem Tod aus gesellschaftlichen Gründen ausbleibt, gibt es auch nur wenig bewusste Angst vor dem Tod. Es scheint sogar so zu sein, dass mit zunehmendem Alter die Angst vor dem Tod abnimmt, jedenfalls nicht ansteigt (*Schmitz-Scherzer* 1992, S. 594). Dabei haben Frauen eine ausgeprägtere Angst vor dem Tod als Männer. Auch scheint die Religion keinen Einfluss auf das Maß der Angst zu haben, sondern letztere ist eher individuell geprägt, und auch die Sinngabe des Todes ist individualisiert. Alte Menschen stellen sich den Tod vorwiegend als Erlösung von Schmerzen vor, bei jüngeren dagegen sind Todesvorstellungen vorzugsweise angstbesetzt. Ein hoher Bildungsstand scheint hingegen die Angstbesetzung zu reduzieren. Immer aber ist es wichtig, dass Sterbende begleitet und nicht allein gelassen werden.

4. Die Intentionalität des alten Menschen

Sie ist für den alten Menschen besonders zutreffend, wenn er reif geworden ist. Für *Erikson* (1974, S. 270) sind die beiden Tugenden des alten Menschen Entsagung und Weisheit. Entsagung ist aber nichts anderes als von sich weg auf ein anderes Werttragendes hingewandt zu sein. Der reife alte Mensch weiß sich verwiesen auf die jüngere Generation und auf die Menschen aller Kulturen und aller Zeitalter. So bleibt auch im Alter die Grundstruktur des Menschseins, die Intentionalität, erhalten. Wenn jedoch der Mensch sein Leben nicht reifend, sondern stagnierend durchlebte, dann treten an die Stelle von Entsagung und Weisheit Verzweiflung und Ekel. Die Intentionalität wurde nie ausgebildet, und darum ist sie im Alter auch nicht da. Damit verfehlt der Mensch seine Grundstruktur und damit sich selbst und seine Sinngabe.

5. Die Leiblichkeit

Auch die Leiblichkeit des alten Menschen hängt aufs Engste mit seiner Zeitstruktur des Nicht-mehr zusammen. Denn Altern bedeutet auch, dass die Kräfte nachlassen und dass Alterskrankheiten drohen. Darum findet der Leib im Alter eine starke Beachtung. Vor allem besteht aus der Zeit des frühen Sterbens immer noch die Vorstellung vom gebrechlichen Alter, das bestimmt wird durch Schwäche und Krankheit. So wollen Krankenkassen bestimmte Versorgung

der alten Menschen nicht mehr bezahlen, da sie angeblich die *Etats* zu stark belasten. Tatsächlich aber müssen die Kassen die höchsten Aufwendungen für die Schwerkranken des mittleren Lebensalters aufbringen, nicht aber für die alten Menschen, die nicht teurer sind als die jungen Leute (*Max-Planck-Institut* 2003). Es ist also wichtig, wenn wir über die Leiblichkeit des Alters sprechen, über die Gesundheit und das Wohlbefinden zu reden.

Die Gesundheit bewerten Männer wie Frauen nach dem Eintritt in das Ruhealter höher als früher. Sie fühlten sich ein Jahr nach Beginn des Ruhestandes körperlich und geistig gesünder (*Schäuble* 1995, S. 164-168). Als Grund wird angegeben, dass die Berufsanforderung und der Arbeitsstress nun weggefallen seien. Stattdessen verlaufe das Leben nun ruhiger und gemäß den persönlichen Vorlieben. Allerdings schätzen die Frauen ihr Wohlbefinden negativer ein, da sich ja ihre Hausfrauenpflichten fortsetzen. Auch sollten wir bei der Einschätzung der Altengesundheit differenzieren zwischen jungem und hohem Alter. Ab 80 Jahren werden Menschen anfälliger für Multimorbidität und schwere Erkrankungen. Allerdings hat *Lehr* (1987) nachgewiesen, dass ältere Menschen dazu neigen, ihren Gesundheitszustand positiver einzuschätzen als er ist.

Gesundheit, Wohlbefinden und Lebensqualität korrelieren miteinander, wobei die subjektive Einschätzung ein wichtigerer Indikator ist als der objektive Zustand. *Perrig-Chiello* (1997, S. 115-127) unterscheidet drei Komponenten des allgemeinen Wohlbefindens: das physische, psychische und soziale Wohlbefinden. Dabei bilden diese drei eine Wohlbefindens-Pyramide. Alle drei Ebenen stehen in ständiger Wechselwirkung zueinander und das in unterschiedlicher Stärke. Es hat sich gezeigt, dass die Selbsteinschätzung der körperlichen Gesundheit außerordentlich positiv ausfällt, weit besser als es der objektive Gesundheitszustand erlaubt. Dies erklärt sich mit dem recht hohen psychischen Wohlbefinden. So fanden zwar nur 30 Prozent der alten Leute die Vergangenheit als befriedigend, aber 70 Prozent waren zufrieden mit der Gegenwart. Auch das soziale Wohlbefinden ist hoch: 81 Prozent der befragten alten Personen gaben an, mit den sozialen Kontakten zufrieden zu sein. Mit der Wohnsituation waren 82 Prozent der Personen und mit der finanziellen Situation 80 Prozent zufrieden. Dies zeigt, dass der alte Mensch einen starken Bezug zu seiner Leiblichkeit hat und diese positiv einschätzt.

6. Intersubjektivität

Die These von der Isolation alter Menschen ist em-

pirisch nicht haltbar. Auch alte Menschen leben aus ihrer Seinsstruktur der Intersubjektivität heraus. Wäre dies nicht so, würden sie ihre Daseinsstruktur verloren haben. Und wirklich gibt es eine gewisse Isolation, und zwar im institutionalisierten Wohnen. Hier haben die Menschen nur noch vier bis fünf Kontakte. Aber es gibt nur etwa 4,8 Prozent Menschen, die in Heimen wohnen. Zudem erfolgt der Heimeintritt in der Regel erst zwischen 80 und 90 Jahren. Aber auch aus dieser Altersgruppe siedeln nur 10 Prozent in ein Heim über. Fast alle bleiben in ihren Wohnungen und setzen ihre sozialen Kontakte fort (Witterstätter 1994, S. 105 f.). Sie leben also weiterhin in sozialen Netzwerken, die Intersubjektivität ermöglichen.

Soziale Netzwerke alter Menschen (Wagner u.a. 1996, S. 304) variieren zwischen null und 49 Personen, zu denen sie Beziehungen pflegen. Daraus ergibt sich eine mittlere Netzwerkdicke von 10,9 Personen. Allerdings nimmt mit zunehmendem Alter die Netzwerkdicke und damit der Reichtum an Intersubjektivität ab, weil Gleichaltrige sterben und es schwer ist, neue Beziehungen zu knüpfen. Die Dichte der Intersubjektivität hängt von einer Reihe von Faktoren ab. So haben Verheiratete 14,1 Netzwerkpartnerinnen und -partner, Verwitwete 10,6; bei Geschiedenen sind es 7,8 Personen und bei kinderlosen alten Menschen 8,1 Personen. Alle noch nicht sehr alten Menschen, die verheiratet sind und die in einem Privathaushalt leben, sind keineswegs einsam. Nur Heimbewohner und -bewohnerinnen sind mit vier bis fünf Partnern recht isoliert.

Intersubjektivität verwirklicht sich in Kommunikationen und gemeinsamen Handlungen. Tatsächlich sind die Beziehungen alter Menschen multifunktional und multiplex (ebd.). So sind materielle Hilfeleistungen gleichzeitig Zeichen der Zuwendung und Anteilnahme. 86 Prozent aller alten Menschen leisten wenigstens einer Person Hilfe, während 87 Prozent von mindestens einer Person Hilfe empfangen. So ist der Hilfeaustausch zwischenmenschlich. Intersubjektivität ist also weiterhin ein Strukturmerkmal der Person.

7. Der Mensch als handelndes und lernendes Wesen: die Alterssozialisation

Wie bereits erwähnt, dauert das Alter ungefähr 30 Jahre und ist damit fast so lang wie das Erwachsenenalter, aber die alten Menschen stehen in der Regel nicht mehr im Arbeitsprozess. Sie haben entweder keine geplante Zeit mehr, sie verschwimmt zur Nicht-Zeit, oder sie entwerfen ein letztes Mal ihr Leben neu. Das bezeichnen wir als die Alterssozialisation.

Handeln und Lernen setzt die Autonomie des Menschen voraus. Sie steht bei alten Menschen oft in der Spannung zwischen Autonomie und Abhängigkeit. Darum ist es wichtig, dass sie ihre Autonomie entwickeln und sich zugleich auf die Zeit vorbereiten, in der die Autonomie eingeschränkt wird. Die wichtigste Möglichkeit, Handeln und Lernen fortzusetzen, auch wenn der Beruf es nicht mehr erfordert, ist die Bildung (Rudolph 1996, S. 2-10). Bildung kann jetzt aber nicht mehr heißen, Berufsqualifikationen zu verlängern, sondern sich allseitig und ganzheitlich zu bilden, zumal nun auch Zeit dafür da ist. Ganzheitlich bedeutet, im Alter bewegungsorientiertes Handeln zu fördern wie Wandern, Rad fahren, Schwimmen, Gymnastik im Sinne der Leibgestaltung. Ganzheitliche Bildung ist weiterhin die Entfaltung seelischer und gemütsmäßiger Lebenskräfte. Dies kann geschehen durch Naturerlebnisse, Geselligkeit, Feiern und Spiel, Literatur und so weiter.

Geselliger Umgang weist auf eine weitere Ebene der Altersentfaltung hin: die Pflege eines Netzes von sozialen Beziehungen, die soziales Engagement einschließen. Schließlich ist ganzheitliche Altersbildung kulturelle und religiöse Kompetenz. Befreit vom Druck der Arbeitsnotwendigkeit hat der alte Mensch in einem Reich der Freiheit Zeit und Muße für die künstlerische, philosophische, menschenkundliche, wissenschaftliche, gesellschaftliche und politische Welt seiner Kultur. Und er kann in seiner Religion Lebensinn und Lebensvollendung finden. Mit der Vielfalt der kulturellen Welt haben wir die allseitige Entfaltung berührt. Wozu die Arbeit als totale Absorption keine Zeit ließ, das ist nun im Alter möglich: allseitige Bildung. So bleibt der Mensch nicht nur im Alter ein handelndes und lernendes Wesen, er ist es durch die freie Zeit, das Reich der Freiheit, in höherem Maße als je zuvor.

8. Die Offenheit des alten Menschen

Kann man beim alten Menschen noch von Offenheit sprechen? Wozu ist er denn offen? Zum Tod hin? Ist dies Offenheit oder Ende? Diese Lebensphase ist eine letzte Zeit des Selbstentwurfs, um Lebensinn im Alter zu finden.

8.1 Raumoffenheit

Raumoffenheit meint ja, dass die ganze Weltfülle dem Menschen offen steht. Weltfülle als Inhalt des Bewusstseins aber ist abhängig von der ganzheitlichen und allseitigen Bildung. Lohnt sich aber für Menschen des fortgeschrittenen Alters noch Bildung? Die Frage wäre vor einigen Jahrzehnten noch verneint worden. Wenn die Werktätigen mit 65 Jahren in den Ruhestand traten und häufig im selben Jahr

starben, war Altenbildung zwecklos. Da heute das Alter länger währt, erfordert die Raumoffenheit des alten Menschen Bildung (Schäuble 1995, S. 241-153). Es gibt nach Schäuble für die Seniorenarbeit einige konkurrierende Bildungskonzepte:

▲ *Das traditionelle Bildungskonzept für alte Menschen:* Betreuen, unterhalten, beschäftigen (Veelken 1990, S. 34, Voges 1991, S. 36 f.). Alte Menschen sollen nach diesem Ansatz betreut, gepflegt und erhalten werden. Dementsprechend erschöpft sich die Betreuung in Dia-Abenden, Gesangs- und Musikdarbietungen, Vorträgen über Reisen, Kaffeekränzchen, Bastelhobbys, Töpfern, Batiken und so weiter. Es geht dabei weniger um Bildung, sondern um eine gesellige Atmosphäre und Beschäftigung.

▲ *Das kognitive Bildungskonzept:* Informations- und Wissensvermittlung. Hierbei wird die Langlebigkeit ernst genommen. Ein Teil der Seniorinnen und Senioren, besonders die „neuen Alten“, die 25 Prozent der Alten ausmachen (Brauchbar, Heer 1993, S. 24), sind bildungshungrig und wissensdurstig und sind bereit, noch einmal das zu studieren, was sie im Berufsleben nicht verwirklichen konnten: Ernährung, Gesundheit, Psychologie, Soziales, Politik, Sprachen, Kultur, Literatur, Kunst oder Geschichte.

▲ *Das Bildungskonzept als Bildung zur Aktivierung:* Hilfe zur Lebensplanung und -gestaltung. Der Gedanke ist dabei, dass die alten Menschen die Kompetenzen des mittleren Lebensalters fortsetzen können. Deshalb werden Angebote wie Computer- und Internetnutzung, Zeitstrukturierung, Teilnahme am politischen und gesellschaftlichen Leben oder die Übernahme eines Ehrenamtes gemacht. Dadurch soll das Alter mit Sinn gefüllt und der Kompetenz- und Altersabbau verlangsamt werden.

▲ *Das Bildungskonzept nach dem Biographie- und Identitätsansatz* (Osborne u.a. 1997): Nach diesem Konzept wird die Lebensgeschichte bewusst gemacht und aufgearbeitet. Dieses Verfahren kann therapeutisch wirken, wenn der Mensch bisher seine Identität nicht gefunden hat. Dadurch kann Biographielernen zu einer verspäteten, aber beglückenden Identitätsfindung führen.

▲ *Erlebnispädagogik als Ausweitung des Lebens:* Zur Leiblichkeit gehören alterspezifische Ernährungsweisen, Sozialleben, aber auch Erlebnis und Bewegung. Die Erlebnispädagogik will die alten Menschen wieder mit der lebendigen, natürlich gewachsenen, aber widerständigen Natur in Berührung bringen. Weil die Lebenswelt von der Natur als das

Umgreifende eingehüllt und durchdrungen wird, gehört die Naturerfahrung zur Lebenswelt und darum zur Altersbildung. Erlebnispädagogik ist ein unverzichtbarer Bestandteil der Seniorenbildung. Denn sie fördert durch Erleben und Bewegung vor allem die Leiblichkeit, das heißt die Erhaltung und Stärkung sowohl der Körperlichkeit als auch des Seelenlebens. So ist die Raumoffenheit des Menschen nicht nur eine bildungsmäßige Erweiterung in die geistige und geschichtliche Welt, sondern auch in die Natur hinein.

8.2 Zeitoffenheit

Zeitoffenheit heißt, offen zu sein für die Zukunft. Dies beinhaltet das Zeitbewusstsein und daraus folgend das Wissen vom Geworfensein ins Dasein und von dem Sein zum Tode, die Wahl zwischen Hoffnung und Verzweiflung, aber auch die Notwendigkeit, das Dasein in die Zukunft zu entwerfen. Weil der alte Mensch noch vor kurzer Zeit (bis in die 50er-Jahre des 20. Jahrhunderts hinein) keine Zukunft hatte, sondern sich nach dem Verlassen der Arbeitswelt mit dem Tod vertraut machen musste, gibt es noch relativ wenige Menschen, die die Notwendigkeit eines Altersentwurfes des Lebens einsehen und verwirklichen. Tatsächlich bedeuten 30 Jahre Lebenszeit die Herausforderung, im Sinne Sartres sich noch ein letztes Mal als Existenz in die Zukunft zu entwerfen und sich zu etwas zu machen, das anders ist als das Sein in der Arbeitswelt, und dennoch die Identität fortsetzt und ausweitet.

9. Der erwachsene Mensch als Objekt der Gesellschaft

Wenn der Mensch die Arbeitswelt verlässt, ist er möglicherweise in doppelter Hinsicht ein Objekt der Gesellschaft: Er ist abhängig von der Altersversorgung des Staates. Und er wird abhängig, wenn er pflegebedürftig und in ein Heim eingewiesen wird. Die soziale Sicherung wird immer schwieriger. Die Politik erklärt dies mit der Überalterung der Gesellschaft. Die Ursache ist meines Erachtens jedoch in der hohen Arbeitslosigkeit und in der Kurz- und Schwarzarbeit zu suchen: Die Sozialkassen bleiben leer. Für die Anthropologie des Alters bedeutet dies, dass der alte Mensch nicht in der Sicherheit und Sorglosigkeit leben kann wie in den Jahren zuvor. Wenn wir indes das Sozialnetz in den entwickelten Industriestaaten mit anderen Kulturen oder gar vergangenen Geschichtsperioden vergleichen, dann leben auch die alten Menschen so gesichert wie noch selten in der Geschichte.

Heute werden die alten Menschen vor allem dann ein Objekt der Gesellschaft, wenn sie auf Pflege angewiesen sind. Pflege bedeutet entweder mobile

oder institutionalisierte Pflege. Bei der mobilen Pflege wird dem alten Menschen noch in der Wohnung, in vertrauter Umgebung geholfen. Seine gewohnte Lebenswelt umgibt ihn und er kann sich noch selbst behelfen. Zu seinem Leben als Mensch mit eigener Identität, in der Fülle seiner Lebensweisheit, treten lediglich Hilfen hinzu.

Bleibt die Würde der alten Menschen bei der mobilen Altenpflege erhalten, so ist sie in der stationären Pflege, im institutionalisierten Wohnen, gefährdet, denn es muss die bisherige Lebenswelt aufgegeben werden. Ja, die gesamte Lebensstruktur steht nun unter dem Vorzeichen des Verlassens. Denn zur Lebenswelt gehören die Wohnungseinrichtung, vertraute Gegenstände der Erinnerung, das Haus mit den Nachbarn, die Wohnumgebung, die bekannten Einkaufs- und Verkehrswege und vieles andere mehr. Stattdessen treten sie nun in ein neues soziales System ein, das sich von allem unterscheidet, was bisher gelebt wurde. Es ist ein geschlossenes, zweckrationales System, das der Rechenhaftigkeit unterliegt und ein System festgelegter Rollen ist. Zur Welt außerhalb des Heims gibt es nur reduzierte Bezüge. Selbst sie sind ein Teil des Systems und werden von ihm geregelt: die Besuche von Verwandten und Bekannten, die Ausflüge, die Wanderungen. In mancher Hinsicht entspricht das Heim einem totalen System. Denn nach *Goffman* (1973) unterstehen die alten Menschen an einem festen Ort und in einer geplanten und kontrollierten Zeit einer Autorität, der sie sich nicht entziehen können. Die Aufgabe der Sozialpädagogik besteht darin, die totalen Strukturen aufzubrechen und die alten Menschen gemäß ihren anthropologischen Wesenszügen leben zu lassen: gemäß ihrem Selbstsein, ihrer Intentionalität, ihrer Leiblichkeit, der Intersubjektivität, ihrem Handeln und Lernen und ihrer Raum- und Zeitoffenheit.

Literatur

Brauchbar, M.; Heer, H.: Zukunft Alter. Herausforderung und Chance. Hamburg 1993

Braun, H.: Alter als gesellschaftliche Herausforderung. Regensburg 1992

Dinkel, R.H.: Demographische Alterung: Ein Überblick unter besonderer Berücksichtigung der Mortalitätsentwicklung. In: Baltes, P.B.; Mittelstraß, J. (Hrsg.): Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. Berlin 1992, S. 62-93

Erikson, E. H.: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt am Main 1974

Freud, S.: Abriß der Psychoanalyse. Das Unbehagen in der Kultur. Frankfurt am Main 1970 (orig. 1938)

Goffman, E.: Asyl. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt am Main 1973

Heidegger, M.: Sein und Zeit. Tübingen 1993

Karl, F.: Neue Wege in der sozialen Altenarbeit. Freiburg im Breisgau 1990

Lehr, U.: Von der neuen Kunst des Älterwerdens. In: Aktion Gemeinsinn (Hrsg.): Das neue Alter. Bonn 1987

Max-Planck-Institut für demografische Forschung: Demografie: Hohes Alter – sinkende Gesundheitskosten. In: Max-Planck-Forschung 1/2003

Noack, W.: Sozialpädagogik. Ein Lehrbuch. Freiburg im Breisgau 2001

Osborne, C.; u.a.: Erinnern. Eine Anleitung zur Biographiearbeit mit alten Menschen. Freiburg im Breisgau 1997

Perrig-Chiello, P.: Wohlbefinden im Alter. Körperliche, psychische und soziale Determinanten und Ressourcen. Weinheim 1997

Rudolph, W.: Autonomie und Alter. In: Soziale Arbeit 1/1996, S. 2-10

Ruhe, H. G.: Methoden der Biographiearbeit. Lebensgeschichte und Lebensbilanzen. Therapie, Altenhilfe und Erwachsenenbildung. Weinheim 1998

Schäuble, G.: Sozialisation und Bildung der jungen Alten vor und nach der Berufsaufgabe. Stuttgart 1995

Schmitz-Scherzer, R.: Sterben und Tod im Alter. In: Baltes, P.B.; Mittelstraß, J. (Hrsg.): a.a.O.. Berlin 1992, S. 544-562

Veelken, L.: Neues Lernen im Alter. Heidelberg 1990

Voges, W.: Soziologie des höheren Lebensalters. München 1991

Wagner, M. u.a.: Soziale Beziehungen alter Menschen. In: Mayer, K.U.; Baltes, P.M. (Hrsg.): Die Berliner Altersstudie. Berlin 1996, S. 301-320

Witterstätter, K.: Soziologie für die Altenarbeit. Freiburg im Breisgau 1994